

Markus Herrmann*

Kants Asymmetrie von Raum und Zeit: Sind reine rein zeitliche Objekte möglich?

<https://doi.org/10.1515/kant-2023-2016>

Abstract: In multiple parts of the *Critique of Pure Reason*, Kant describes how time is dependent on space – which is the fundament of his distinction between inner and outer sense. However, he does not provide us with an argument for this dependency. In this article, two reasons for this dependency thesis are introduced. The first one aims at providing a conceptual link between time and space but runs into conflict with the Transcendental Aesthetic. The second one shifts our focus from the conceptual level to a priori possible objects of experience: Time cannot provide such objects, which are different from our subjective states due to its one-dimensionality. Only space makes such objects possible.

Keywords: time, space, b-deduction, refutation of idealism, transcendental aesthetic

Kant impliziert in der *Kritik der reinen Vernunft* mehrfach, dass eine Asymmetrie zwischen Raum und Zeit bestehe (im Folgenden die Asymmetrie-These genannt). Diese Asymmetrie-These findet sich in den Zeit-Paragraphen der Transzendentalen Ästhetik, gleich mehrfach im § 24 der Transzendentalen Deduktion sowie in der Widerlegung des Idealismus.¹ Verwunderlich daran ist, dass er diese Asymmetrie-These an keiner Stelle begründet.²

Man mag die von Kant behauptete Asymmetrie für nur wenig begründungsbedürftig halten. So gibt es offensichtliche Unterschiede zwischen Raum und Zeit. Der Raum ist dreidimensional, die Zeit ist eindimensional. Die Zeit ist determiniert, gerichtet und in sich unterteilt (nach Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft) der Raum dagegen nicht. Handelt es sich bei der Asymmetrie-These um eine offen-

1 KrV, B 50, 154 ff. und 275 ff., Zitation und Diskussion besagter Textstellen erfolgt im ersten Teil dieses Artikels.

2 Man könnte versucht sein, Kants ‚Widerlegung des Idealismus‘, die er in die zweite Auflage der ersten Vernunftkritik eingefügt hat, als einen Beleg der Asymmetrie-These zu verstehen. Wie wir in Teil 1 dieser Überlegungen sehen werden, setzt diese aber die Gültigkeit der Asymmetrie-These vielmehr voraus.

*Kontakt: Dr. Markus Herrmann, Universität Heidelberg, Philosophisches Seminar, Schulgasse 6, 69117 Heidelberg; info@markusherrmann.eu

sichtliche Wahrheit? Damit macht man es sich zu leicht. Schon Dieter Henrich hat einmal angemerkt, dass Kant eher durch Stimmigkeit seines Gesamtsystems zu überzeugen versucht als durch penible Analyse.³ Nicht jede argumentative Lücke wird daher mit einem Verweis auf offensichtliche Wahrheiten zu schließen sein, sondern kann durchaus einer tiefergehenden Begründung bedürfen.

In der Tat wird nicht jeder Leser Kant in Bezug auf eine Asymmetrie zwischen Raum und Zeit zustimmen wollen: Gerade in der analytischen Philosophie gewinnen Positionen zunehmend an Popularität, welche versuchen, die Zeit analog zum Raum zu begreifen.⁴

Letztlich ist zu betonen, dass Kant nicht nur behauptet, dass Raum und Zeit *verschieden* voneinander sind, sondern dass die Zeit vom Raum *abhängig* ist. Doch für diese Abhängigkeit liefert er keinen weitergehenden argumentativen Beleg. Eben dieser ausstehende argumentative Beleg fehlt an nicht unerheblichen Stellen der ersten Vernunftkritik: Zum einen befinden wir uns mit dem § 24 im zweiten Beweisschritt der Transzendentalen Deduktion. Abhängig von deren Gesamtinterpretation könnten die besagten Textstellen damit für den Erfolg der Deduktion maßgeblich sein. Zum anderen aber baut nicht weniger als Kants Unterscheidung zwischen *innerem* und *äußerem* Sinn auf der Asymmetrie-These auf. Damit sind unter anderem die Selbstaffektionslehre sowie die Widerlegung des Idealismus von ihr abhängig.

Im Folgenden soll Kant beigesprungen und die bestehende argumentative Lücke geschlossen werden. Es werden zwei Anläufe vorgestellt, Kants Abhängigkeit der Zeit vom Raum zu verstehen. Während der erste scheitern, aber uns auf die richtige Spur bringen wird, soll der zweite eine plausible Begründung für die Asymmetrie-These liefern.

Im ersten Teil dieser Untersuchungen wird Kants Verständnis der Asymmetrie-These herauszuarbeiten sein. Im Teil 2 werden wir das Verhältnis zwischen Kants Widerlegung des Idealismus und der Asymmetrie-These überprüfen und dabei feststellen, dass erstere von letzterer abhängig ist. Im dritten Teil wenden wir uns einem ersten Ansatz zu, die Raumzeit-Asymmetrie zu verstehen: Wir können als Kriterien der Verschiedenheit von Zeitpunkten die unterschiedliche Konfiguration

³ Vgl. Henrich, Dieter: „The Proof-Structure of Kant’s Transcendental Deduction“. In: *The Review of Metaphysics* 22 (4), 1969, 640–659; hier: 650.

⁴ Den Anfang dürfte hier David Lewis mit seiner Theorie zeitlicher Teile gemacht haben (vgl. Lewis, David K.: „Survival and Identity“. In: *Personal Identity*. Hrsg. von Raymond Martin und John Barresi. Oxford 2003, 144–167). Er versucht dabei Personen so zu beschreiben, dass sie sowohl räumliche wie auch zeitliche Teile haben. Einen ähnlichen Weg, Persistenz zu verstehen, verfolgt Theodore Sider, wenn er zeitliche Entitäten als punktuell zu begreifen versucht (vgl. Sider, Theodore: *Four-Dimensionalism: An Ontology of Persistence and Time*. Oxford 2001, Kap. 5.8).

des Raumes verstehen. Da der Raum Verschiedenheit auf Grund extrinsischer Relationen bietet, benötigt die Zeit kein Analogon, sondern kann im Rückgriff auf den Raum beurteilt werden. Teil 4 zeigt dann aber, dass wir diese Konzeption der Raumzeit aufgrund mangelnder Anschlussfähigkeit ans kantische System wieder verwerfen müssen. Besonders die Inkompatibilität mit der Transzendentalen Ästhetik spielt hierbei eine zentrale Rolle.

Die Teile 5 bis 7 stellen dann den argumentativen Kern dieses Artikels dar. Im Teil 5 wird herausgearbeitet, dass es in der Eindimensionalität scheinbar nur ein einziges a priori mögliches Objekt der Erfahrung geben kann. Teil 6 unternimmt einen kurzen Exkurs zu Strawsons Überlegungen über die Notwendigkeit von Pluralität für Bezugnahme. In Teil 7 übertragen wir diese Erkenntnis auf die Eindimensionalität und können daher den Schluss ziehen, dass es in der Eindimensionalität tatsächlich gar keine a priori möglichen Objekte der Erfahrung geben kann. A fortiori heißt dies: Es kann keine rein zeitlichen Objekte geben. Teil 8 setzt sich schließlich mit Einwänden gegen unsere Überlegungen auseinander.

1 Kants Asymmetrie in der *Kritik der reinen Vernunft*

Um Kants Asymmetrie-These besser zu verstehen, betrachten wir uns zuerst ihr erstes Auftauchen im § 24:

Wir können uns [...] die Zeit nicht [vorstellen], ohne, indem wir im *Ziehen* einer geraden *Linie* (die die *äußerlich* figürliche Vorstellung der Zeit sein soll) bloß auf die Handlung der Synthesis des Mannigfaltigen, dadurch wir den inneren Sinn successiv bestimmen, und dadurch auf die Succession dieser Bestimmung in demselben Acht haben. (KrV, B 154 f.; nur die erste Hervorhebung im Original)

Kant spricht hier davon, wie wir die Zeit *selbst* notwendigerweise *repräsentieren*. Der zentrale Begriff ist dabei der der *Linie*. Eine Linie ist zuvorderst ein *räumliches* (genau genommen eindimensionales) Phänomen. Um den Begriff der Linie zu erläutern, müssen wir nicht von Vokabular Gebrauch machen, das Zeit-spezifisch ist. Es ist nicht notwendig von *Veränderung*, *Stillstand* und dergleichen zu sprechen.

Nun behauptet Kant an dieser Stelle, dass wir uns die Zeit nur vorstellen können, indem wir sie uns als *Linie* denken (sie soll eine figürliche Repräsentation der Zeit sein – ähnlich einem Zeitstrahl). Doch für eine Repräsentation der Zeit ist dies noch nicht hinreichend. Es ist zudem noch notwendig, dass wir die Linie *ziehen*. Das heißt, dass die Repräsentation der Zeit eine räumliche Repräsentation

(nämlich die der Linie) voraussetzt. Die Repräsentation der Zeit benötigt jedoch noch, dass wir diese räumliche Entität *verändern*: nämlich indem wir die Linie *ziehen*.

Hier besteht die Gefahr, Kant misszuverstehen. Es wäre falsch, die Zeit selbst als das Ziehen einer Linie zu begreifen. Wir benötigen lediglich diese äußere Repräsentation, um uns die Zeit selbst *vorstellen* zu können. Denn darin besteht die Bedeutung des Begriffs der Sukzession, dass wir vom Ziehen der Linie *abstrahieren*, wie er direkt im Anschluss schreibt:

Bewegung, als Handlung des Subjects, (nicht als Bestimmung eines Objects,) folglich die Synthesis des Mannigfaltigen *im Raume*, wenn wir von diesem *abstrahieren* und bloß auf die Handlung Acht haben, dadurch wir den inneren Sinn seiner Form gemäß bestimmen, bringt sogar den Begriff der Succession zuerst hervor. (KrV, B 154 f.; Hervorhebungen nicht im Original)

Ganz allgemein dürfen wir das hier beschriebene Ziehen der Linie nicht als das Ziehen einer konkreten empirischen Linie verstehen (wie wenn ich auf einem Blatt Papier vor mir eine Linie ziehe). Vielmehr geht es Kant um die geometrische Vorstellung einer Linie. Dies wird zum einen daraus ersichtlich, dass er in der Transzendentalen Ästhetik bereits die Asymmetrie-These anhand des Ziehens einer Linie erläutert und dort davon spricht, dass die Linie ins Unendliche fortgeht (was keine empirische Linie tut):

[Wir] stellen die Zeitfolge durch eine *ins Unendliche fortgehende* Linie vor, in welcher das Mannigfaltige eine Reihe ausmacht, die nur von einer Dimension ist, und schließen aus den Eigenschaften dieser Linie auf alle Eigenschaften der Zeit, außer dem einigen, daß die Teile der erstern zugleich, die der letztern aber jederzeit nach einander sind. (KrV, B 50; Hervorhebungen nicht im Original)

Vor allem aber greift Kant später im § 24 nochmals das Ziehen einer Linie auf und wendet sich *erst danach* konkret der Rolle empirischer Objekte für unser Zeitverständnis zu:

[Wir] [können] die Zeit, die doch gar kein Gegenstand äußerer Anschauung ist, uns nicht anders vorstellig machen [...], als unter dem Bilde *einer Linie*, so fern wir sie *ziehen*, ohne welche Darstellungsart wir die Einheit ihrer Abmessung gar nicht erkennen könnten [...]. (KrV, B 156; Hervorhebungen nicht im Original)

Im nächsten Teil des Satzes fährt Kant fort und wechselt jetzt erst von der Frage, wie wir uns die Zeit selbst vorstellen können zur Frage, wie wir *konkrete* Zeiträume und -punkte nur auf Grund räumlicher Vorgänge ermitteln können:

[...] imgleichen daß wir die Bestimmung der Zeitlänge, oder auch der Zeitstellen, für alle innere Wahrnehmungen immer von dem hernehmen müssen, was uns *äußere* Dinge Veränderliches darstellen, folglich die Bestimmungen des inneren Sinnes gerade auf dieselbe Art als Erscheinungen in der Zeit ordnen müssen, wie wir die der *äußeren* Sinne im Raume ordnen [...]. (KrV, B 156; Hervorhebungen nicht im Original)

Was er damit meint, können wir in seiner Widerlegung des Idealismus nachlesen:

[W]ir [können] alle Zeitbestimmung nur durch den Wechsel in äußeren Verhältnissen (die Bewegung) in Beziehung auf das Beharrliche im Raume (z. B. Sonnenbewegung in Ansehung der Gegenstände der Erde) vornehmen [...]. (KrV, B 277 f.)

Kant hat hier vor Augen, wie unsere *Zeitmessung* äußere Objekte heranzieht (ursprünglich den *Stand* der Sonne für die Tages- und Jahreszeit; die Mondphasen für den Monat – oder auch den *Stand* des Uhrzeigers für die Uhrzeit).

Wir können also festhalten, dass sich die asymmetrische Abhängigkeit der Zeit vom Raum, die Kant vor Augen hat, auf gleich mehreren Ebenen zeigt. Sie besteht zum einen auf *begrifflicher* Ebene. Der Begriff der Sukzession ist Kant zufolge von einem geometrischen Begriff (dem der Linie) abhängig. Doch auch auf *Erfahrungsebene* ist es laut Kant so, dass keine Zeitbestimmung ohne die Erfahrung konkreter räumlicher Gegenstände möglich ist.

Aber mit welchem Recht behauptet Kant diese Abhängigkeiten? Weshalb können wir uns die Zeit nur in Abhängigkeit vom Raum vorstellen – sei es auf apriorischer Ebene oder bei empirischer Messung? Nicht nur, dass Kant uns hier einer Begründung schuldig zu bleiben scheint, zumindest für Letzteres scheinen sich sogar Gegenbeispiele finden zu lassen. Kann ich nicht auch Zeiträume anhand der Veränderung *innerer* Zustände bestimmen? Ich könnte beispielsweise sagen, dass ich zuversichtlich war, *bevor* ich Enttäuschung verspürt habe, oder dass ich *doppelt so lange* glücklich war denn traurig. Ich kann auch anhand der Veränderung meiner subjektiven Zustände das Vergehen der Zeit erfahren – sogar solcher subjektiven Zustände, die sich auf nur Entitäten a priori beziehen; beispielsweise, wenn ich sage, dass ich *länger* der Meinung war, der Satz vom auszuschließenden Widerspruch gelte uneingeschränkt, *als* ich anderer Meinung war.

Wie lässt sich also die Asymmetrie-These begründen?

2 Die Widerlegung des Idealismus und die These von der Innerlichkeit der Zeit

Auch wenn Kant direkt keine Begründung für die Asymmetrie-These anführt, setzt er sich vertieft mit dem Verhältnis von rein zeitlichen Entitäten zu räumlichen in seiner Widerlegung des Idealismus auseinander (KrV, B 274–279). Diese verfolgt das Ziel einem cartesianischen Zweifel an der Außenwelt argumentativ den Boden zu entziehen (KrV, B 274 f.). Kant will dort zeigen, dass zeitliche Erfahrung unserer inneren Zustände nur auf Grund der Erfahrung äußerer Objekte möglich sind.

Betrachten wir die ersten Schritte dieser Widerlegung:

Ich bin mir meines Daseins als in der Zeit bestimmt bewußt. Alle Zeitbestimmung setzt etwas Beharrliches in der Wahrnehmung voraus. Dieses Beharrliche aber kann nicht eine Anschauung in mir sein. Denn alle Bestimmungsgründe meines Daseins, die in mir angetroffen werden können, sind Vorstellungen, und bedürfen, als solche, selbst ein von ihnen unterschiedenes Beharrliches, worauf in Beziehung der Wechsel derselben, mithin mein Dasein in der Zeit, darin sie wechseln, bestimmt werden könne. Also ist die Wahrnehmung dieses Beharrlichen nur durch ein Ding außer mir und nicht durch die bloße Vorstellung eines Dinges außer mir möglich. (KrV, B 275; Hervorhebung im Original)

Kants Gedanke ist, dass das Bewusstsein, das wir von uns selbst als einer Entität innerhalb der Zeit haben, auf die Persistenz von etwas von uns Verschiedenem angewiesen ist.

Im Folgenden wollen wir nicht die Plausibilität dieses Gedankengangs überprüfen. Vielmehr wollen wir unseren Blick darauf lenken, dass Kant daraus schließt, dass diese persistierende Entität etwas *Äußeres* sein muss und nicht *Inneres* sein kann.

Die Begrifflichkeiten von *Äußerem* und *Innerem* sind beide zuerst einmal räumliche Begrifflichkeiten. Innen ist beispielsweise, was sich *in* einem Behälter befindet, außen, was nicht.

Doch diese wörtliche Bedeutung meint Kant natürlich nicht. Das Ding ist außer mir, aber meine *Vorstellung* davon ist innen. Inneres sind meine *mentalen Zustände*.

Ganz analog zur Asymmetrie-These (also, dass wir uns die Zeit nur durch räumliche Entitäten vorstellen können) behauptet Kant in der ersten Anmerkung zur Widerlegung des Idealismus, dass wir Erfahrung von uns selbst (von Innerem) als durch die Zeit bestimmt nur mittelbar – nur durch Erfahrung von äußeren (also von uns verschiedenen) Entitäten haben können: „[...] innere Erfahrung [ist] selbst nur mittelbar und nur durch äußere möglich [...]“ (KrV, B 277).

Direkt im Anschluss an dieses Zitat führt Kant nun die bereits oben teilweise zitierte Textstelle an, wo er die Asymmetrie-These wiederholt:

Anmerkung 2. Hiemit stimmt nun aller Erfahrungsgebrauch unseres Erkenntnißvermögens in Bestimmung der Zeit vollkommen überein. Nicht allein, daß wir alle Zeitbestimmung nur durch den Wechsel in äußeren Verhältnissen (die Bewegung) in Beziehung auf das Beharrliche im Raume (z. B. Sonnenbewegung in Ansehung der Gegenstände der Erde) vornehmen können, so haben wir sogar nichts Beharrliches, was wir dem Begriffe einer Substanz, als Anschauung unterlegen könnten, als bloß die *M a t e r i e* [...]. (KrV, B 277 f.; Hervorhebung im Original)

Kant formuliert zwei Abhängigkeiten: auf der einen Seite die Abhängigkeit mentaler Zustände von etwas von uns Verschiedenem und auf der anderen Seite die Abhängigkeit der Zeitbestimmung von Raumvorstellungen. Doch was haben diese beiden Abhängigkeiten miteinander zu tun? Weshalb spricht Kant hier in der zweiten Anmerkung plötzlich von der Asymmetrie-These, die Raum und Zeit betrifft, während er zuvor von Abhängigkeiten zwischen Subjektivem und nicht-Subjektivem gesprochen hat?

Die Antwort darauf ist, dass für Kant die Zeit die Form des *inneren* Sinns ist (KrV, B 37 und B 49). Das, was innerlich ist – unsere subjektiven Zustände –, ist das, was ausschließlich zeitlich ist (ibid.). Unter dieser Prämisse folgt aus einer Abhängigkeit des Subjektiven vom Objektivem eine Abhängigkeit der Zeit vom Raum.

Doch mit welchem Recht setzt Kant dies gleich? Warum kann es keine rein zeitlichen Gegenstände der Erfahrung geben, die von unseren subjektiven Zuständen verschieden sind? Weshalb ist die Zeit die Form des inneren Sinns?

In § 6 formuliert Kant die Begrenzung des rein Zeitlichen auf unsere subjektiven Zustände prägnant:

b) Die Zeit ist nichts anders als die Form des innern Sinnes, d. i. des Anschauens unserer selbst und unsers innern Zustandes. Denn die Zeit kann keine Bestimmung äußerer Erscheinungen sein: sie gehört weder zu einer Gestalt, oder Lage etc.; dagegen bestimmt sie das Verhältniß der Vorstellungen in unserm innern Zustande. (KrV, B 49 f.)

Doch warum ist dies so? Weswegen meint Kant, dass die Zeit Relationen subjektiver Zustände ordnet? Natürlich ist sie nicht räumlich („gehört weder zu einer Gestalt, oder Lage“). Und wir begegnen unseren inneren Zuständen nicht im Raume wie uns dort räumliche Gegenstände begegnen. Doch warum kann die Zeit nicht eine eigene Mannigfaltigkeit haben, welche rein zeitlichen Objekten der Erfahrung, die von uns verschieden sind, eine Ordnung bietet? Kant fährt an dieser Stelle mit nichts anderem fort als eben jener schon oben zitierten Stelle, welche als erstes in der Kritik der reinen Vernunft die Asymmetrie-These ausdrückt (KrV, B 50). Doch damit ist uns, die wir eine Begründung der Asymmetrie-These selbst suchen, nicht geholfen. Vielmehr wird ihre Gültigkeit vorausgesetzt.

Damit müssen feststellen, dass auch die Widerlegung des Idealismus, von welcher wir uns eine Begründung der Asymmetrie-These versprochen haben, vielmehr selbst deren Gültigkeit voraussetzt – mit einer Ausnahme: Eine Widerlegung der Asymmetrie-These, welche Zeitbestimmungen anhand von Stimmungen oder unseren Überzeugungen vornehmen möchte, wäre mit dem Erfolg der Widerlegung des Idealismus der Boden entzogen.

Doch dies hilft uns nicht bei der Frage, ob es nicht auch rein zeitliche Objekte der Erfahrung geben kann – wie beispielsweise Strawson mit seiner rein auditiven Welt untersucht hat.⁵

Doch während Strawsons Überlegungen den Charakter einer Studie einer konkreten rein zeitlichen Welt hat, soll hier ein anderer Weg genommen werden. Wir wollen zeigen, dass die Zeit als *reine* Form der Anschauung a priori keine Möglichkeit für rein zeitliche Objekte bietet. Es wird sich zeigen, dass Kants Asymmetrie-These stimmt und *reine rein zeitliche Objekte* nicht möglich sind.

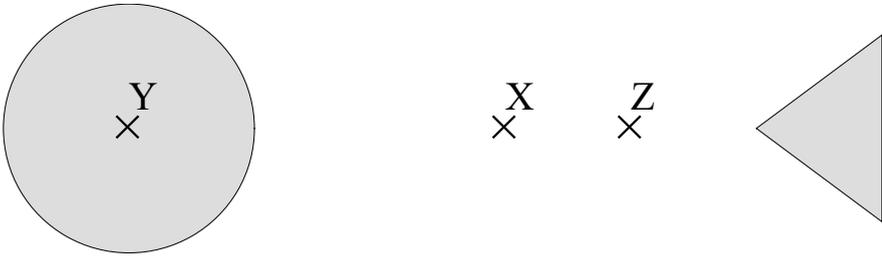


Abbildung 1

3 Ununterscheidbarkeit und die Identität von Raum und Zeit

Henry Allison hat die Asymmetrie-These so ausgedrückt, dass die Zeit keine *eigene* Mannigfaltigkeit habe (und somit auf die des Raumes angewiesen sei).⁶ Bei unserem Versuch, eine Stütze der Asymmetrie-These zu finden, wollen wir diesen Gedanken weiterverfolgen. Wir wollen uns die Frage stellen, was die Identitätskriterien von

⁵ Vgl. Strawson, Peter F.: *Individuals: An Essay in Descriptive Metaphysics*. Überarbeitete Aufl. London/New York 1959, 65–86.

⁶ Vgl. Allison, Henry E.: *Kant's Transcendental Idealism: Revised and Enlarged Edition*. New Haven/London 2004, 190.

Raum- und Zeitpunkten sind. Dabei wird vor allem Leibniz' Gesetz der Identität des Ununterscheidbaren eine besondere Rolle spielen.⁷ Die Begründung der Asymmetrie-These soll daher im Folgenden die Ununterscheidbarkeits-Begründung genannt werden.

Betrachten wir einmal zwei Objekte im Raum: beispielsweise eine Kugel und eine Pyramide. Gehen wir davon aus, dass die Spitze der Pyramide auf die Mitte der Kugel zeigt und dass zwischen beiden Objekten eine Distanz von dem doppelten Durchmesser der Kugel liegt (siehe Abbildung 1). Nehmen wir uns den Punkt *X* vor, der in der Mitte beider Objekte liegt. Außerdem nehmen wir noch den Punkt *Y*, welcher der Mittelpunkt der Kugel ist, und den Punkt *Z*, der auf dem halben Weg von *X* zu der Spitze der Pyramide ist.

Stellen wir uns zuerst die Frage, worin der Unterschied von *X* zu *Y* besteht. Ein offensichtlicher Unterschied wäre, dass *X* *unbelegt* ist. Es befindet sich kein Objekt an *X*, während *Y* in einem Objekt liegt (nämlich in der Kugel). Dies ist ein *intrinsischer* Unterschied. Die beiden Orte sind jeweils für sich genommen anders beschaffen.

Doch dieser Unterschied ist nebensächlich. Er kann nicht der Grund dafür sein, dass *X* und *Y* nicht ein und derselbe Punkt sind. Denn es gibt viele Orte, die intrinsisch gleich beschaffen, aber dennoch nicht identisch sind. Ein Beispiel dafür sind *X* und *Z*. Beide Orte sind *unbelegt*. Dennoch sind *X* und *Z* nicht derselbe Punkt. *X* liegt in der Mitte zwischen der Kugel und der Pyramide, während *Z* nur ein Viertel der Wegstrecke zwischen Kugel und Pyramide von der Pyramide entfernt ist. Obwohl intrinsisch ununterscheidbar, sind die Punkte nicht identisch. Erst anhand der extrinsischen Eigenschaften werden die beiden Orte unterscheidbar – nämlich anhand ihrer eben dargelegten Relationen zu Pyramide und Kugel.

Halten wir fest: Punkte im Raum können intrinsisch ununterscheidbar sein, aber dennoch darf dies nicht alleinig das Kriterium ihrer Identität sein. Denn sonst wären leere Raumabschnitte nicht möglich. Dann wären all die Punkte in leeren Raumabschnitten ein und derselbe Punkt. Damit würde der leere Raum in einen einzigen Punkt implodieren. Leerer Raum wäre nicht mehr möglich (genau genommen gilt sogar gleiches für gefüllten Raum, solange die Füllung nicht bei jedem einzigen Punkt verschieden wäre).

Wenden wir nun unseren Blick der Zeit zu, so stellen wir fest, dass ihre Identitätsbedingungen dank des Raumes nicht auf Relationen zwischen Zeitpunkten angewiesen sind.

⁷ Vgl. Leibniz, Gottfried Wilhelm: *Discours de Métaphysique*. Übersetzt und hrsg. von Herbert Herring. Hamburg 1958, § 8 ff.

Zur Unterscheidung von Zeitpunkten nehmen wir uns wieder ein Beispiel vor: Wir haben einen Ball *X* und eine Treppe *Y* mit zehn Stufen. Wir beziehen uns mit den Termen *t1* bis *t10* auf Zeitpunkte und wollen herausfinden, ob sich einige dieser Terme auf *ein und denselben* Zeitpunkt beziehen. Wenn wir nun betrachten, was zu dem Zeitpunkt, auf den sich ein Term bezieht, im Raum der Fall ist, so ist ein Beispiel möglich, in dem sich der Ball *X* zu *t1* bis *t10* auf jeweils einer anderen Stufe von *Y* befindet.

Dies hat für unsere Fragestellung bemerkenswerte Folgen: Auf Grund der unterschiedlichen Konfiguration des Raumes zu *t1* bis *t10* ist es notwendig, dass *t1* bis *t10* unterschiedliche Zeitpunkte und nicht ein und derselbe Zeitpunkt sind. *Räumliche* Verschiedenheit ist hinreichend für die Verschiedenheit von *Zeitpunkten*. Damit sind *prima facie* keine zeiteigenen Kriterien für die Verschiedenheit von Zeitpunkten notwendig. Uns reichen die räumlichen Kriterien aus, um zeitliche Unterschiede feststellen zu können.

Hier ließe sich einwenden, dass dies gar keine Begründung von Kants Asymmetrie-These sei. Wir könnten zwar Zeitpunkte anhand von unterschiedlicher räumlicher Konfiguration unterscheiden, aber dies hieße nicht, dass eine solche auch *notwendig* sei. Doch eben eine solche Notwendigkeit benötigen wir für eine wirkliche Abhängigkeit der Zeit vom Raum. Erst wenn für die Identität des Zeitpunkts identische Füllung des Raums *notwendig wie auch hinreichend* wäre, hätten wir einen Beleg für die Asymmetrie-These. Dann würden wir die Zeit gemäß Leibniz' Gesetz der Identität des Ununterscheidbaren begreifen: Dann bedeutete (räumliche) Ununterscheidbarkeit der Zeit auch Identität.⁸

In der Tat stellt sich die Frage, ob es nicht sogar Gründe *gegen* einen notwendigen Unterschied der räumlichen Füllung gibt. Kann nicht der Ball *X* zu *verschiedenen* Zeitpunkten auf *derselben* Stufe der Treppe *Y* liegen?

Tatsächlich kann derselbe Raumabschnitt zu unterschiedlichen Zeitpunkten bis zur völligen Ununterscheidbarkeit gleich gefüllt sein. Dies wird von einem Leibniz'schen Zeitverständnis nicht in Abrede gestellt. Es ist nur der These verpflichtet, dass die *Gesamtheit des Raumes* nicht zu unterschiedlichen Zeitpunkten exakt gleich befüllt sein kann.

Dieser These spielt die Determiniertheit der Zeitfolge in die Hände: Wie soll der exakte Raumzustand mehrfach auftreten können, ohne dass eine ständige Wiederkehr des Gleichen vorläge? Denn die Determiniertheit der Zeit hätte zur Folge, dass sich die Ereignisse, die zwischen den zwei identischen Befüllungen des Raums liegen, exakt gleich wiederholen.⁹ Dass der *gesamte* Raum zu unterschiedlichen

⁸ Vgl. Leibniz, *Discours de Métaphysique*, § 8 ff.

⁹ Selbst wenn man gewillt ist, eine solche Zeitfolge anzunehmen, wäre dies kein Problem für ein Leibniz'sches Zeitverständnis. Man könnte dann nämlich die Position vertreten, dass hier

Zeitpunkten gleich befüllt sein kann, ist also gar nicht so offensichtlich, wie es auf den ersten Blick scheint.

Doch lässt sich hier nicht einwenden, dass damit noch immer nicht die *Notwendigkeit* des räumlichen Unterschieds für zeitlichen Unterschied belegt ist? Nach allem, was bisher gesagt wurde, haben wir nur gesehen, dass unterschiedliche räumliche Füllung hinreichend für einen Unterschied der Zeit ist. Bisher haben wir *weder für noch wider* die Notwendigkeit eines solchen Unterschieds Gründe gefunden.

Dieser Einwand übersieht jedoch einen entscheidenden Vorteil der Ununterscheidbarkeits-Begründung: Sie abzulehnen verstößt gegen das *Prinzip der Sparsamkeit*. Wir *brauchen* gar kein *anderes* Prinzip der Verschiedenheit der Zeitpunkte als das des Raumes. Ohne ein schlagendes Argument gegen die Notwendigkeit der räumlichen Füllung haben wir eine kompliziertere Metaphysik – und eine solche bedarf einer Begründung, wenn sie nicht unfundiert sein will. Wir haben somit keinen Grund anzunehmen, dass Zeitpunkte auch über nicht räumliche Identitätskriterien verfügen. Damit aber haben wir in der Tat eine Abhängigkeit der Zeit vom Raum gefunden.

Ist dies zugleich auch eine zufriedenstellende Begründung von Kants Asymmetrie-These?

4 Anfang der Zeit und „leere“ Zeiträume

Es gibt einige Gründe, welche die Ununterscheidbarkeits-Begründung der Asymmetrie-These zweifelhaft erscheinen lassen. Diese Gründe sind weniger der Fehlerhaftigkeit der Begründung geschuldet als einer Inkompatibilität mit dem kantischen System.

gar keine ewige Wiederkehr des Gleichen vorläge, sondern die Zeit vielmehr nicht als *Gerade* zu verstehen sei, sondern als ein *Kreis* – dass also die Zeitfolge zum ursprünglichen Zeitpunkt zurückkehrte, nicht sich Ereignisse wieder und wieder wiederholten (vgl. Herrmann, Markus: *Das fehlende Auge Gottes: Identität, Tatsachen, Idealismus*. HeiDOK 2013, 74–78. <https://doi.org/10.11588/heidok.00015536>).

Selbst ein Zeitverständnis, das nicht von einer prinzipiellen Determination ausgeht, ist nicht zwingend ein Problem. Ein Leibniz'sches Zeitverständnis kann damit fertig werden, dass unterschiedliche Zeitverläufe immer wieder zu derselben räumlichen Konfiguration führen. Es muss nur komplexere geometrische Figuren als die Gerade annehmen, um die Zeit zu beschreiben (wie mehrere Kreise, die sich alle in ein und demselben Punkt berühren; vgl. *ibid.*). Allerdings fragt sich dann, wie das Leibniz'sche Zeitverständnis noch Kants Behauptung stützen soll, dass wir uns die Zeit als *Linie* vorstellen müssen. Wie sich gleich zeigen wird, ist die Inkompatibilität mit dem kantischen System ohnehin das größte Problem des Leibniz'schen Zeitverständnisses für die Zielsetzung dieses Artikels.

Zuerst ist anzumerken, dass Kant ganz explizit Zweifel an Leibniz' Prinzip der Identität des Ununterscheidbaren geäußert hat. Schon sehr früh, in der *Nova Dilucidatio* von 1755 hat Kant behauptet, dass schon die *unterschiedliche Position* im Raum die numerische Verschiedenheit zweier Objekte garantiere, selbst wenn sie ansonsten ununterscheidbar seien (vgl. PND, AA 01: 409.23–410.12). Die gleiche Kritik wiederholt er 36 Jahre später in seiner Preisschrift über die Fortschritte der Metaphysik: Zwei Wassertropfen könnten sich vollständig gleichen, aber doch numerisch verschieden sein, da sie sich an unterschiedlichem Ort befänden (vgl. FM, AA 20: 280.27–37 u. 282.08–25).

Allerdings ist auffällig, dass Kant bei dieser Kritik an Leibniz lediglich *räumliche* Ununterscheidbarkeit von *räumlichen* Objekten heranzieht. Jede Position *im Raum* sei auf Grund der Natur des Raumes schon hinreichend von jeder anderen Position unterschieden, ohne dass ein sachhaltiger Unterschied (anhand der an der Position instanziierten Prädikate) vorliegen müsse.

Dies steht bei genauerer Betrachtung gar nicht in Konflikt mit der Ununterscheidbarkeits-Begründung der Asymmetrie-These. Denn wir haben bei dieser Kants Ansicht bekräftigt, dass *die Identität von Raumabschnitten* nicht an ihren intrinsischen Eigenschaften hängt. Wir können sogar im Geiste Kants zulassen, dass auch intrinsische Eigenschaften der Raumabschnitte völlig unerheblich für deren Identitätsbedingungen seien. Die Ununterscheidbarkeits-Begründung war nur davon abhängig, dass es eben bei der Zeit nicht so sei – dass deren Identitätsbedingungen alleine an den intrinsischen (räumlichen) Eigenschaften der verschiedenen Zeitpunkte hänge. Ohne dass Kant explizit behauptet, dass Ununterscheidbarkeit der Zeitpunkte nicht hinreichend für deren Identität sei, trifft Kants Kritik an Leibniz' Gesetz nicht die Ununterscheidbarkeits-Begründung für seine Asymmetrie-These.

Allerdings zeigen sich an anderer Stelle Schwierigkeiten: Die erste Schwierigkeit besteht in Kants metaphysischer Erörterung des Begriffs der Zeit innerhalb der Transzendentalen Ästhetik – um genau zu sein im zweiten Zeitargument. Hier schreibt Kant:

Man kann in Ansehung der Erscheinungen überhaupt die Zeit selbst nicht aufheben, *ob man zwar ganz wohl die Erscheinungen aus der Zeit wegnehmen kann.* [...] *Diese [die Erscheinungen] können insgesamt wegfallen,* aber sie selbst [die Zeit] [...] kann nicht aufgehoben werden. (KrV, B 46; Hervorhebung nicht im Original)

Eben hier scheint es so, als würde Kant behaupten, dass die Zeit nicht auf die Erscheinungen in ihr (also auch nicht auf eine konkrete räumliche Füllung) angewiesen sei. Dieses zweite Zeitargument läuft völlig analog zu Kants zweitem Raumargument (cf. KrV, B 38 f.), wo Kant behauptet, dass ein leerer Raum kein Widerspruch in sich sei.

Damit scheint Kant jedoch fundamental anderer Ansicht zu sein, als unsere Begründung im letzten Teil nahegelegt hat. Denn diese lässt keine leere (ereignislose) Zeit zu. Ereignislose Zeit wäre ein Widerspruch in sich. Alle scheinbar verschiedenen Zeitpunkte einer solch ereignislosen Zeit entpuppten sich demnach am Ende als ein und derselbe Zeitpunkt. Doch Kant hält eine ereignislose Zeit für möglich.

Auf zweifachem Wege könnte man versuchen, die Ununterscheidbarkeits-Begründung mit Kants Position zu versöhnen. Zuerst könnte man behaupten, dass eine ereignislose Zeit auch gemäß unserer Begründung möglich sei. Es sei nur so, dass sie punktuell sei –, dass es dann nur einen Zeitpunkt gäbe, nicht viele verschiedene.

Eine zweite Verteidigung behauptet, dass wir auf Grund des zweiten Zeitarguments ganz allgemein ein Problem haben. Denn wie soll sich dieses überhaupt mit Kants Asymmetrie-These zusammenbringen lassen? War es nicht die Behauptung, dass wir uns die Zeit nicht anders vorstellen können, als dass wir eine Linie *ziehen* – dass wir also Ereignisse brauchen, um uns die Zeit vorzustellen. Wie passt dies mit Kants Behauptung zusammen, dass ereignislose Zeit möglich sei?

Zur Verteidigung der Ununterscheidbarkeits-Begründung ließe sich also anführen, dass es ohnehin eine Spannung zwischen dem zweiten Zeitargument und der Asymmetrie-These gäbe. Ohne dass diese ganz generell gelöst sei, dürfe das zweite Zeitargument auch nicht zur Kritik an der Ununterscheidbarkeits-Begründung für die Asymmetrie-These herangezogen werden. Denn es sei gut möglich, dass eine Auflösung des Widerspruchs zum zweiten Zeitargument auch die Schwierigkeit mit der Ununterscheidbarkeits-Begründung beseitige.

Leider ist dies nicht so einfach. Denn wie wir gleich sehen werden, ist eine solche Auflösung selbst nicht mit der Ununterscheidbarkeits-Begründung kompatibel.

Es gibt aber noch ein weiteres Problem: eine scheinbare Inkompatibilität der Ununterscheidbarkeits-Begründung mit Kants Behandlung der ersten Antinomie. Dort schreibt Kant, dass es keinen Anfang der Zeit geben könne (KrV, B 548). Doch eben dies ist eine Implikation der Ununterscheidbarkeits-Begründung. Ihr zufolge kann es einen ersten Zeitpunkt (und auch einen letzten) geben. Denn eine leere Zeit würde nicht möglich sein und ein solch leerer Zeitraum in sich zusammenfallen. Damit ließe sich ein Anfang der Zeit mit dem Anfang der Veränderung datieren lassen (sollte es einen Anfang der Veränderung geben). Zwar schreibt auch Kant, dass eine Erfahrung von leerer Zeit nicht möglich sei (KrV, B 545 und B 548 f.), allerdings ist es hier wichtig, dass er von *Erfahrung leerer Zeit* spricht, nicht vom Begriff leerer Zeit (ansonsten hätten wir wiederum einen direkten Widerspruch zum zweiten Zeitargument).

Genau dieser Unterschied zwischen einer unmöglichen Erfahrung und einem logisch widersprüchlichen Begriff könnte auch den scheinbaren Widerspruch zwi-

schen dem zweiten Zeitargument und der Asymmetrie-These liefern. Wir müssen sehr genau hinschauen, welches Vokabular Kant bei der Formulierung dieser These verwendet. Er spricht nicht von der Unmöglichkeit einer leeren Zeit *per se*. Genau das wäre ein Widerspruch zum zweiten Zeitargument. Mehrfach erwähnt er den Begriff der *Vorstellung*: Wir könnten uns die Zeit nicht anders *vorstellen* als anhand der Veränderung im Raume. Dies ist noch doppeldeutig. Dies kann „vorstellen“ im anschaulichen Sinne heißen oder im rein begrifflichen (wie man sich keine negative Zahl größer als Null vorstellen kann). Allerdings wird er bei den zitierten Textstellen des § 24 in der Erläuterung deutlicher. Zweimal spricht er von „Acht haben“ und einmal von „erkennen“ – ein Begriff, der schon auf Grund von Kants Zweistämmigkeitsthe (KrV, B 75) *Anschauung* mit einschließt.

Damit löst sich auch der scheinbare Widerspruch zwischen dem zweiten Zeitargument und der Asymmetrie-These auf. Denn in der B-Auflage hat Kant in den Überschriften der „Transzendentalen Ästhetik“ ganz explizit den Hinweis hinzugefügt, dass es sich um eine Erörterung des *Begriffs* der Zeit (beziehungsweise des Raumes) handele.¹⁰ Die Fragestellung im § 24 dreht sich jedoch um die *Möglichkeit der Erfahrung*. Wie kann die Zeit *erfahren* werden? Eben dies sei nicht unabhängig von räumlicher Veränderung möglich. Wir können also den *Begriff* einer leeren Zeit haben, aber keine mögliche *Erfahrung* von ihr.

Damit scheitert aber die Ununterscheidbarkeits-Begründung. Denn ihr zufolge wäre bereits *begrifflich* eine leere Zeit nicht möglich – nicht nur die Erfahrung von leerer Zeit.

Welche Lehre können wir aus dem Scheitern der Ununterscheidbarkeits-Begründung ziehen? Wir dürfen nicht den Begriff der Zeit selbst betrachten, sondern die Zeit als Form der Anschauung, welche Erfahrung erst möglich macht. Das heißt, wir dürfen nicht länger über die Identität und Verschiedenheit von Zeit- (oder Raum-) Punkten sprechen, sondern müssen uns den *möglichen Objekten* der Raumzeit selbst zuwenden – wie auch Kant im § 24 immer Objekte im Blick hatte (wie beispielsweise die zu ziehende Linie).

¹⁰ In der A-Auflage ist dieser Zusatz noch nicht vorhanden (vgl. KrV, A 22 und 30 und KrV, B 37 und 46).

5 Eindimensionalität und das bestimmte Quantum

Im Laufe unserer Überlegungen ist bereits mehrfach der Begriff der Mannigfaltigkeit im Kontext von Raum und Zeit gefallen. Was ist mit solch einer Mannigfaltigkeit gemeint?

Im Folgenden wollen wir darunter das System der Relationen von Entitäten verstehen, worin Identität und Verschiedenheit eben jener besteht. Weniger Umständlich am Beispiel des Raumes ausgedrückt: Der Raum ist ein System räumlicher Entitäten wie beispielsweise Punkten, Kugeln, Würfeln etc. In den Relationen eben dieser Entitäten (bspw. die eine Kugel ist neben der anderen, die Punkte sind an den verschiedenen Ecken der Würfel) besteht die Identität (und Verschiedenheit) der verschiedenen Entitäten. Dieses System erlaubt eine Mannigfaltigkeit von Entitäten: Dank der Verortung im Raum können wir von *mehreren* Kugeln sprechen – ganz unabhängig davon, welche intrinsischen Eigenschaften diese Kugeln haben (Gewicht, Farbe etc.). Es reicht bereits, dass die eine Kugel in einer bestimmten räumlichen Relation zu der anderen steht (beispielsweise ist die eine ihren doppelten Durchmesser von der anderen entfernt).

Eben dieses Verständnis des Raumes als eine Mannigfaltigkeit hat Kant in seiner im letzten Teil zitierten Kritik an Leibniz geäußert: Zwei völlig gleichartige Regentropfen können allein auf Grund ihrer unterschiedlichen Position im Raum voneinander numerisch verschieden sein. Der Raum ist ein System, das numerische Verschiedenheit und Identität von Einzeldingen festlegt: eben eine Mannigfaltigkeit.

Im Folgenden soll dafür argumentiert werden, dass die Zeit alleine keine solche Mannigfaltigkeit bietet (ganz wie Henry Allison schon festgestellt hat)¹¹. Mögliche Objekte der Erfahrung, die von mir und meinen subjektiven Zuständen verschieden sind, müssen daher immer räumlich sein. Da sich als Grund der fehlenden eigenständigen Mannigfaltigkeit der Zeit ihre *Eindimensionalität* erweisen wird, wollen wir dies im Folgenden die *Eindimensionalitäts-Begründung* nennen.

Zuerst wollen wir untersuchen, welche Entitäten a priori wir in einer Eindimensionalität prima facie denken können. Um zu veranschaulichen, welche Entitäten dies genau sind, wollen wir sie immer am Beispiel des Raumes verdeutlichen. Allerdings handelt es sich dabei nur um eine Verdeutlichung. Unsere Fragestellung ist hier allgemeiner und bezieht sich auf Eindimensionalität *an sich* und nicht auf ein konkretes eindimensionales System, wie es ein eindimensionaler Raum wäre.

¹¹ Vgl. Allison, *Kant's Transcendental Idealism*, 190.

Die erste scheinbar in einer Eindimensionalität mögliche Entität wäre das *bestimmte Quantum*. Dieses hat einen Anfangs- wie auch einen Endpunkt. In räumlichen Begrifflichkeiten wäre dies die *Strecke*. Die zweite Entität wäre das *einseitig unendliche Quantum*. Dieses hat zwar einen wohlbestimmten Anfangs- oder Endpunkt, ist aber in die Gegenrichtung unendlich. Im Raum wäre dies der *Strahl*. Als drittes wäre das *beidseitig unendliche Quantum* zu nennen. Hier wäre die räumliche Realisierung die *Gerade*. Schließlich ist die vierte Entität der *Punkt*.¹²

Von diesen vier Entitäten können jedoch einseitig und beidseitig unendliche Quanten eben auf Grund ihrer Unendlichkeit nicht mögliche Objekte der Erfahrung werden. Denn Unendlichkeit kann nicht erfahren werden.

Wie sieht es mit dem bestimmten Quantum und mit Punkten aus? Punkte benötigen bestimmte oder einseitig unendliche Quanten, um selbst ihre Bestimmung zu erhalten.¹³ Ob sie in der Eindimensionalität Objekte der Erfahrung sein können, hängt damit davon ab, ob dies bei den Quanten möglich ist. Da dies beim einseitig unendlichen Quantum nicht möglich ist, spitzt sich die Frage darauf zu, ob das bestimmte Quantum a priori ein mögliches Objekt der Erfahrung innerhalb der Eindimensionalität sein kann.

Damit es also reine rein zeitliche Objekte geben kann, müsste ein Subjekt denkbar sein, das über eine eindimensionale Form der Anschauung verfügt und dessen a priori mögliche Formen von Objekten lediglich in eine Klasse besteht: nämlich in bestimmten Quanten. Hier soll die These vertreten werden, dass dies nicht möglich ist. Die Argumentation dafür verläuft in folgenden Schritten:

P1) Innerhalb ein und desselben dimensional Systems können unterschiedlich lange bestimmte Quanten nur dann mögliche Gegenstände der Erfahrung sein, wenn noch andere ausgedehnte Formen als das bestimmte Quantum mögliche Gegenstände der Erfahrung sind.

P2) Wenn aber innerhalb ein und desselben dimensional Systems nicht *unterschiedlich lange* bestimmte Quanten mögliche Gegenstände der Erfahrung sein können, kann *überhaupt kein* bestimmtes Quantum möglicher Gegenstand der Erfahrung sein.

P3) In der Eindimensionalität kann keine andere ausgedehnte Form möglicher Gegenstand der Erfahrung sein als das bestimmte Quantum.

C) In der Eindimensionalität kann es keine möglichen Gegenstände der Erfahrung geben.

¹² Zusätzlich wären noch Kompositentitäten prima facie denkbar – wie beispielsweise eine Entität, welche aus mehreren, nicht zusammenhängenden bestimmten Quanten besteht. Wir können solche Entitäten außer Acht lassen, da ihre Möglichkeit auf der Möglichkeit ihrer Bestandteile beruht.

¹³ Vgl. Khlentzos, Drew: *Naturalistic Realism and the Antirealist Challenge*. Cambridge, Mass. u. London, GB, 2004, 210.

P1 und P2 sind hier die zentralen Prämissen. Sie tragen die größte argumentative Last. Doch was spricht für sie? Weswegen braucht ein dimensionales System mehrere erfahrbare Formen, damit eine Form in verschiedener Variation erfahren werden kann? Und weswegen braucht eine erfahrbare Form verschiedene Varianten, damit sie überhaupt in einem dimensional System Gegenstand der Erfahrung werden kann?

6 Strawson gegen den Cartesianer

Eine Begründung der Prämissen P1 und P2 liefern uns Überlegungen Peter F. Strawsons – allerdings gerade nicht seine Überlegungen zu einer rein auditiven Welt, welche mit der Fragestellung dieses Artikels verwandt sind. Tatsächlich beschäftigt er sich überhaupt nicht direkt mit Fragen, welche unsere Prämissen P1 und P2 aufwerfen. Vielmehr stellt er seine dafür relevanten Überlegungen in einem völlig anderen Kontext an: in seiner Widerlegung der cartesianischen These, dass wir keine Körper seien.

Denn dort beschäftigt er sich mit Fragen, wie Bezugnahme auf Einzelnes möglich sei. Grund dafür ist, dass der Cartesianer einerseits meint, körperlos sein zu können, sich andererseits aber mit dem Ich-Denke auf sich selbst beziehen möchte.

Strawson präsentiert gegen die Möglichkeit der Ich-Denke-Bezugnahme eines nicht körperlichen Subjekts ein sehr kurzes Argument in drei Schritten und der eleganten Widerlegung eines Einwands.¹⁴

Von dem Argument sind für unsere Fragestellung lediglich die erste Prämisse und die Widerlegung relevant. Daher schauen wir uns das Argument nur verkürzt an: Die erste Prämisse besagt, dass es notwendig sei, andere Subjekte der Erfahrung zu identifizieren, um auf sich selbst Bezug nehmen zu können. Die zweite besagt, dass Identifikation nur dank der Relationen des raumzeitlichen Systems möglich sei. Die Konklusion lautet, dass wir daher Körper *sein* und nicht nur einen Körper *besitzen*.

Nun könnte der Cartesianer den Einwand vorbringen, dass wir doch die Relation der Körper, welche die Subjekte kontingenter Weise besitzen, nutzen könnten, um uns auf andere zu beziehen. Eine solche Bezugnahme würde dann von einer Phrase wie der Folgenden Gebrauch machen: „dasjenige Subjekt, das in derselben Relation zu diesem Körper steht, in welcher *ich* zu *meinem* stehe“.

¹⁴ Vgl. Strawson, *Individuals: An Essay in Descriptive Metaphysics*, 100 f.

Strawson entgegnet hierauf jedoch, dass eine solche Phrase schon Selbstbezugnahme beinhaltet („ich“, „meinem“). Das heißt, eben jenes wird bereits vorausgesetzt, was durch diese Phrase erst ermöglicht werden soll: Selbstbezugnahme.

Lassen wir Fragen der Gültigkeit des Arguments hinter uns und beschäftigen uns mit der für unsere Fragestellung zentralen ersten Prämisse: Warum ist es notwendig andere Subjekte der Erfahrung identifizieren zu können, um auf sich selbst Bezug nehmen zu können? Schauen wir uns Strawsons Gedanken im Detail an:

If, in identifying the things to which states of consciousness are to be ascribed, private experiences are to be all one has to go on, then, just for the very same reason as that for which there is, from one's own point of view, no question of telling that a private experience is one's own, there is also no question of telling that a private experience is another's. All private experiences, all states of consciousness, will be mine, i. e. no one's. To put it briefly. On can ascribe states of consciousness to oneself only if one can ascribe them to others.¹⁵

Strawson meint hier, dass es keinen Sinn ergibt von *meinen* Erfahrungen zu sprechen, wenn ich nicht auch beispielsweise von *deinen* oder *ihren* Erfahrungen sprechen kann. Wenn es logisch ausgeschlossen ist, andere Subjekt der Erfahrung zu identifizieren, wie kann dann die scheinbar bezugnehmende Aussage „Ich denke“ noch von der impersonalen Aussage „Es wird gedacht“ unterschieden werden?

Strawson weist uns hier darauf hin, dass Bezugnahme *exklusiv* ist. Nehme ich auf etwas Bezug, so rede ich über eine *bestimmte* Sache unter *vielen anderen*, über die ich nicht spreche. Bezugnahme braucht eine Vielzahl möglicher Bezugsgegenstände.

Wenn Strawson behauptet, dass ohne Abgrenzung zu möglichen anderen Bezugsgegenständen kein Unterschied zu nicht bezugnehmenden Formulierungen besteht, lenkt er unser Augenmerk auf eine interessante Tatsache: Das cartesische Subjekt kann *keinen Unterschied zwischen den Wahrheitsbedingungen* der scheinbar bezugnehmenden Formulierung („Ich denke“) und der impersonalen („Es wird gedacht“) machen! Doch wenn ich nicht weiß, worin der Unterschied der Wahrheitsbedingungen besteht, weiß ich auch nicht worin die unterschiedliche Bedeutung besteht.

Das heißt dann aber, dass ein solches Subjekt die spezifische Bedeutung von „Ich denke“ gar nicht verstehen kann. Es kann einen solchen bezugnehmenden Ausdruck wie „ich“ gar nicht der Absicht verwenden, Bezug zu nehmen. Also hat Strawson in diesem Punkt recht: Ohne eine Vielzahl möglicher und uns zumindest prinzipiell zugänglicher Bezugsgegenstände besteht gar nicht die Möglichkeit der Absicht der Bezugnahme.

15 Strawson, *Individuals: An Essay in Descriptive Metaphysics*, 100.

Was hat dies nun mit unserer Behauptung zu tun, dass in einem eindimensionalen System keine Objekte a priori vorgestellt werden können?

7 Die Unmöglichkeit des singulären bestimmten Quantums

Strawsons Argument können wir auf die Erkenntnis anwenden, dass im eindimensionalen System scheinbar alleine das bestimmte Quantum als Objekt a priori vorgestellt werden kann.

Denn Vorstellungen brauchen ebenso wie Bezugnahme Distinktion: Welchen Unterschied kann das Subjekt a priori zwischen der Vorstellung des bestimmten Quantums und der unspezifischer Existenz machen? Wie der Cartesianer in Strawsons Argument keinen Unterschied zwischen „Ich denke“ und „Es wird gedacht“ machen kann, so lässt sich hier kein Unterschied a priori zwischen den Vorstellungen des bestimmten Quantums und der der unbestimmten Existenz machen: Für das Subjekt lässt sich keine Unterscheidung zwischen den Wahrheitsbedingungen von „Ein bestimmtes Quantum existiert“ und „Etwas existiert“ a priori vornehmen. Doch das bestimmte Quantum ist eben gerade keine bloße Existenzquantifikation – schon allein deswegen, weil bestimmte Quanten zählbar sind, bloße Existenzquantifikation nicht (wir kommen gleich auf den Punkt der Zählbarkeit zurück).

In einem mehrdimensionalen System besteht dieses Problem nicht, da es eine Vielzahl möglicher Objekte a priori gibt. So kennt der dreidimensionale Raum a priori Kugeln, Würfeln, Pyramiden etc. Wir können uns den dreidimensionalen Raum vorstellen, indem wir uns beispielsweise eine Pyramide vorstellen, deren Spitze auf das Zentrum einer Kugel zeigt, die den dreifachen Durchmesser der Kugel von der Pyramide entfernt ist.

Gleiches geht aber nicht in einem eindimensionalen System. Denn wir haben hier keine Vielfalt der möglichen Objekte a priori. Als Kandidaten für ein Objekt möglicher Erfahrung haben wir hier a priori einzig und alleine das bestimmte Quantum.

Hier könnte man einwenden, dass wir aber eine Vielzahl von *unterschiedlich langen* bestimmten Quanten haben und dadurch die verschiedenen Vorstellungen voneinander abgegrenzt sind und jeweils spezifische Anwendungsbedingungen haben, die eben doch verschieden seien von unbestimmter Existenz. Wir könnten uns beispielsweise ein eindimensionales System a priori vorstellen, in dem *zwei* bestimmte Quanten vorkommen: eines doppelt so groß wie das andere, und beide voneinander das dreifache Quantum des kleineren Quantums entfernt. Eben dies sei viel spezifischer als bloße Existenzquantifikation.

Dieser Einwand macht exakt den gleichen Fehler wie der Cartesianer, der versucht, Strawsons Argument zu entkommen, in dem er von *seinem* kontingenten Körper gebrauchen machen will. Wie dieser voraussetzt, was er eigentlich mit diesem argumentativen Zug ermöglichen möchte, so verhält sich es auch in diesem Fall: Man kann nur dann mehrere bestimmte Quanten einführen, wenn das bestimmte Quantum bereits selbst eingeführt ist. Denn die Definition eines der beiden Quanten kann nur anhand des anderen Quantums erfolgen (das eine ist doppelt so groß *wie das andere*). Doch wie lässt sich dieses einführen? Wir brauchen schon die Vorstellung des bestimmten Quantums, um eine Vielzahl davon zu haben. Doch eben diese ursprüngliche Vorstellung kann nicht von der Vorstellung unbestimmter Existenz unterschieden werden. Das heißt, wir können sie nicht a priori in einem eindimensionalen System haben.

Somit kann es innerhalb eines eindimensionalen Systems keine möglichen Objekte der Erfahrung a priori geben. Kant hat recht: Die Zeit kann nicht die Form eines äußeren Sinns sein, sondern ist für a priori mögliche Objekte der Erfahrung auf ein multidimensionales System (wie den Raum) angewiesen. Damit können wir sie uns nur vorstellen, indem wir den Raum in ihr abbilden, beispielsweise eben durch das *Ziehen* einer Linie. Kants Asymmetrie-These ist somit belegt.

8 Einwände

In diesem Teil wollen wir uns einige weiterführende Einwände gegen unseren Beleg der Asymmetrie-These anschauen.

Ein erster solcher Einwand besagt, dass wir verschiedene bestimmte Quanten auf anderem Wege voneinander unterscheiden können als durch die relationale Bestimmung solcher Quanten zueinander (also auf anderem Wege als zu sagen, eines davon habe die x-fache Länge des anderen): nämlich durch andere Eigenschaften als die der Größe ihrer eindimensionalen Ausdehnung. Diesem Einwand zu Folge könnten wir intrinsische Eigenschaften nutzen, um zwischen verschiedenen bestimmten Quanten zu unterscheiden. Wie Strawson beispielsweise den Klangcharakter nutzte, um zwischen verschiedenen Einzeldingen seiner auditiven Welt zu unterscheiden, so könnten wir ähnliche Charakteristika nutzen, um die möglichen Objekte eines eindimensionalen Spektrums wie der Zeit zu unterscheiden.¹⁶

Das Problem einer solchen Strategie besteht allerdings darin, dass sie keine Unterscheidung *a priori* erlaubt. Zwischen einer Kugel und einem Würfel kann

¹⁶ Vgl. Strawson, *Individuals: An Essay in Descriptive Metaphysics*, 65–86.

man a priori unterscheiden. Jedoch ist „Klang“ wie „Farbe“ ein empirischer Begriff. Damit können solche Begriffe aber nicht genutzt werden, um zwischen verschiedenen *a priori möglichen Objekten* zu unterscheiden. Dies bringt uns aber wieder an den Punkt, dass wir a priori nicht verschiedene bestimmte Quanten unterscheiden können – und können wir nicht verschiedene unterscheiden, so können wir a priori nicht einmal das bestimmte Quantum an sich fassen.

Hier setzt ein weiterer Einwand ein: Wir können uns aber doch einen eindimensionalen Raum ohne Schwierigkeiten vorstellen. Wir haben kein Problem damit, uns einen Raum vorzustellen, der eindimensional ist und innerhalb dessen es als Einzeldinge nur Strecken gibt (sowie die durch sie bestimmten Punkte). Wenn dies aber möglich ist, muss damit nicht die oben präsentierte Argumentation fehlerhaft sein?

Wir dürfen hier nicht vergessen, dass wir bereits den dreidimensionalen Raum als Form der Anschauung haben. Was wir tun, wenn wir einen eindimensionalen Raum konzipieren, ist, dass wir uns vor dem Hintergrund des dreidimensionalen Raums Strecken im eindimensionalen Raum vorstellen. Dies ist natürlich kein Problem, da wir *räumliche* Strecken sehr wohl von anderen räumlichen Entitäten (Pyramiden, Kugeln etc.) unterscheiden können. Das heißt, die Vorstellung des eindimensionalen Raums ist für uns kein Problem, da eben der dreidimensionale Raum a priori Form unserer Anschauung ist. Doch sobald wir uns einem eindimensionalen System jenseits des Raums zuwenden, kommt obige Argumentation zum Tragen: Wir können dort a priori nicht zwischen Objekten und unbestimmter Existenz unterscheiden.

9 Schluss

Mit der Ununterscheidbarkeits-Begründung und der Eindimensionalitäts-Begründung konnten wir gleich zweifach die intuitive Plausibilität von Kants Asymmetrie-These argumentativ untermauern. Allerdings stießen unsere Überlegungen dabei an die Grenze, dass nicht jeder Beleg einer kantischen These zur Kantexegese herangezogen werden darf. Wenig überraschend erwies sich das kantische System als zu umfassend und zu verzahnt, als dass sich Kants Thesen isoliert betrachten und begründen lassen.

Doch eben diese Inkompatibilität der Ununterscheidbarkeits-Begründung mit dem zweiten Zeitargument hat uns den richtigen Weg gewiesen: Wir mussten unseren Blick von Raum und Zeit selbst zu den möglichen Objekten unserer Erfahrung wenden. Dort konnten wir sehen, dass es in einer Eindimensionalität wie der Zeit keine möglichen Objekte a priori geben kann, die von uns und unseren sub-

jektiven Zuständen verschiedene sind. Die Zeit kann nur innerer Sinn sein. Zusammen mit Kants Widerlegung des Idealismus heißt dies aber, dass wir uns nur dank Objekte eines äußeren Sinns die Zeit vorstellen können. Zeit als Form der Anschauung ist auf den Raum angewiesen. Kants Asymmetrie-These steht auf einem festen Fundament.

Literatur

- Allison, Henry E.: *Kant's Transcendental Idealism*. Revised and Enlarged Edition. New Haven/London 2004.
- Eisler, Rudolf: „Identität des Nicht-zu-Unterscheidenden“. In: *Kant-Lexikon*. Hildesheim 1984, 265.
- Henrich, Dieter: „The Proof-Structure of Kant's Transcendental Deduction“. In: *The Review of Metaphysics* 22 (4), 1969, 640–659.
- Herrmann, Markus: *Das fehlende Auge Gottes: Identität, Tatsachen, Idealismus*. HeiDOK 2013, 74–78. <https://doi.org/10.11588/heidok.00015536>
- Khlentzos, Drew: *Naturalistic Realism and the Antirealist Challenge*. Cambridge, Mass./London 2004.
- Leibniz, Gottfried Wilhelm: *Discours de Métaphysique*. Übersetzt und hrsg. von Herbert Herring. Hamburg 1958.
- Lewis, David K.: „Survival and Identity“. In: *Personal Identity*. Hrsg. von Raymond Martin und John Barresi. Oxford 2003, 144–167.
- Sider, Theodore: *Four-Dimensionalism: An Ontology of Persistence and Time*. Oxford 2001.
- Strawson, Peter F.: *Individuals: An Essay in Descriptive Metaphysics*. Überarbeitete Aufl. London/New York 1959.